



**Verdrehte Anmut.** Das Körpertheater von Dimitris Papaioannou setzt auf starke Bilder und seltsame Wesen. Foto Julian Mommert

## Balance ist ein grosses Wort

Dem Festival Culturescapes glückt eine überragende Eröffnung

Von Stephan Reuter

**Basel.** Der Griechenland-Schwerpunkt des Festivals Culturescapes wagt sich gleich zur Eröffnung auf tektonisch unsicheres Terrain. Die Reithalle der Kaserne Basel ist übersät mit schabigen schiefergrauen Holzfasertafeln. Bucklig, brüchig, planlos verkeilen sie sich zu einer Ödnis, die scheinbar nichts mehr zu verbergen hat und dennoch Untergründiges zutage fördern wird.

Falls der griechische Regiekünstler Dimitris Papaioannou mit dieser Bühnenlandschaft auf den maroden Zustand seiner Heimat anspielen wollte, ist ihm das perfekt gelungen. Falls er der absurden Doppelbödigkeit moderner Lebensläufe einen universellen Raum geben wollte, nicht minder. Natürlich will der 53-jährige Theaterstar aus Athen beides. Papaioannou – Künstler, Komiker, Choreograf, Kosmopolit – hat einen Kopf fürs grosse Ganze und ein Händchen für die Miniatur. Er kann olympische Massenspektakel leiten und intime Kammer-spielszenen erfinden. Entsprechend gefragt ist seine Kunst. «The great Tamer», mit dem Dimitris Papaioannou am Donnerstagabend die schweizweit agierende Festivalreihe Culturescapes eröffnet hat, wird zwischen Avignon und Seoul nur von allerersten Adressen der Kulturszene koproduziert. Und jetzt eben auch von Culturescapes. Ein absolut lohnenswertes Joint Venture.

Wer auf dem wackeligen Grund dieser Inszenierung keine Wurzeln schlagen will – was durchaus geschieht –, entledigt sich am besten seiner Schuhe.

Wobei sich Papaioannous zehn Performer selten barfuss machen, ohne sich ganz auszuziehen. Eingangs legt sich so ein Nackter wie zum Sterben hin und wird auch gleich von einem zweiten Performer unter weissem Tuch begraben. Aber nicht lange. Ein Dritter hebt eine Bodenplatte, lässt sie kippen, entfacht einen Windstoss, das Tuch flattert auf, entblösst den Körper.

### Die Ewigkeit des Augenblicks

Das wiederholt sich. Ausgiebig, leitmotivisch. Zwischen Abdecker und Erweckungsbeauftragtem entspinnt sich ein clownesker Wettstreit, von ferne hauchen Hörner das Thema aus dem Donauwalzer des jüngeren Johann Strauss hin, und so ergibt dieses ständige Auf- und Abdecken die schönste Uneinigkeit, wer denn hier das letzte Wort hat im ewigen Zyklus von Tod und Wiedergeburt. Obgleich: «Das letzte Wort» ist eigentlich der falsche Ausdruck, denn das Physical Theatre von Dimitris Papaioannou kommt ganz ohne Worte aus. Dieser Regisseur ist ein begnadeter Bilderverschwender – und in seiner entschleunigten Art mit Sicherheit auch ein Wahlverwandter von Christoph Marthaler.

Eben noch stakst eine Kentauren breitbeinig und durchaus obszön über die Bühne – wobei keines der Beine wirklich zu ihr gehört, sondern jeweils eines zu den Performern, die ihren barbrüstigen Oberkörper stützen. Schon staunt man über eine Astronautin in voller Mondmissionsmontur, die schwer atmend einen Mann aus der Erde zerrt.

Wir haben auch noch nie einen Nackten auf Stelzen gesehen. Geschweige denn einen, der dabei eine weisse Fahne schwingt und sich von Dunkelmännern über den Seziertisch ziehen lässt, wo ihn Barock-Anatomen altmeisterlich ausweiden wie einst bei Rembrandt. Nicht minder kurios dieses Frankensteingeschöpf: Es setzt sich aus Gliedmassen mehrerer Akteure zusammen, beherrscht den aufrechten Gang eher notdürftig, dafür besitzt es einen verdrehten Willen zur Anmut, wie bei jedem Bild, das Papaioannou in Basel auf die Bühne zaubert.

Balance ist ohnehin ein grosses Wort in dieser Inszenierung, zumal einem ständig «The great Tamer» im Nacken sitzt, der grosse Dompoteur, der wohl kein Geringerer ist als Gevatter Vergänglichkeit. Was nicht heissen soll, dass der Mensch nicht ins Gleichgewicht zu bringen wäre, allein auf seinem Erdball, zu neunt auf einem Barhocker. Es geht schon. Jedenfalls für die unvergessliche Ewigkeit eines Augenblicks. Dazu gibt es diese vegetativen Momente, in denen der Regisseur, verückt von der Anschauung von Weiblichkeit, sein Werk auf Zeitlupe eicht – auf dass sich das Publikum sattsehe, am Spriessen, und am allmählichen Versinken im Boden. Soll uns doch das Skelett in der Gruft vom Schädel rutschen. Die Kunst besteht darin, kein Ende zu kennen. Und ewig eiert der Donauwalzer.

**Weitere Vorstellungen:** 7. 10., 20 Uhr. 8. 10., 19 Uhr. Kaserne Basel, Reithalle. Das Festival dauert bis 3. 12., diverse Orte. [www.culturescapes.ch](http://www.culturescapes.ch)

## Enorme Nachfrage nach Ishiguro

Vor allem Japaner wollen den Literatur-Nobelpreisträger lesen

**Tokio.** Wegen der erhöhten Nachfrage nach Werken des frischgebackenen Literatur-Nobelpreisträgers Kazuo Ishiguro hat dessen japanischer Verleger gestern angekündigt, acht Romane des Autors in japanischer Übersetzung neu aufzulegen.

Seitdem bekannt wurde, dass Ishiguro am 10. Dezember der Literatur-Nobelpreis in Stockholm verliehen wird, seien «unzählige Bestellungen» seiner japanischen Ausgaben bei Ishiguros Verleger Hayakawa eingegangen, sagte eine Verlagssprecherin der Nachrichtenagentur AFP. «Wir haben uns dazu entschieden, noch einmal acht Werke zu drucken, die wir bereits auf Japanisch herausgebracht haben», sagte die Sprecherin. Darunter sei auch Ishiguros bekanntester Roman «Was vom Tage übrig blieb» (im englischen Original: «The Remains of the Day».

Ishiguro, der in Nagasaki geboren wurde, zog im Alter von fünf Jahren mit seiner Familie nach Grossbritannien und wuchs dort auf. Erst 30 Jahre später kehrte er erstmalig in sein Geburtsland zurück.

### Schauplatz Nagasaki

In Japan hatte es grosse Hoffnungen gegeben, dass dieses Jahr endlich dem namhaftesten Schriftsteller des Landes, Haruki Murakami, der Nobelpreis zuerkannt wird. Nach Bekanntwerden von Ishiguros Ehrung wird den japanischen Wurzeln des Briten nun neue Beachtung geschenkt.

Sowohl Ishiguros Debüt-Roman von 1982 «Damals in Nagasaki» als auch dessen Nachfolger «Der Maler der fließenden Welt» spielen im Nagasaki der Nachkriegszeit. Die Stadt wurde 1945 von einer Atombombe zerstört. SDA

## Wie ich schreibe. 17 Fragen an Sophie Andresky

Von Markus Wüest

**BaZ:** Welches Buch liegt gerade auf Ihrem Nachttisch?

**Sophie Andresky:** Da liegt ein Buch von Katherine Dunn: «Binewskis: Verfall einer radioaktiven Familie». Sehr, sehr skurril. Es handelt von einer Zirkusfamilie, die versucht, sich mit Radioaktivität in Richtung Freakshow aufzugraden. Ich lese das, weil ich im Moment auch gerade an einem Buch schreibe, das in einer Art modernem Zirkus spielt. Nur geht es bei mir nicht um Freaks, sondern eher um den Showeffekt. Aber mich interessiert derzeit alles, was im Zirkus passiert.

**Wie stiessen Sie auf das Buch?**

Im Internet. Dort verbringe ich viel Zeit mit der Suche nach Dingen, von denen ich gar nicht wusste, dass ich sie suche.

**Sie wussten also weder über die Autorin noch über das Buch etwas?**

Gar nichts. Es war ein Glücksgriff.

**Sind Sie eine Vielleserin?**

Ja, ich könnte ohne Bücher nicht sein. Es liegt immer irgendwo ein Buch, teilweise lese ich mehrere parallel, und vor allen Dingen habe ich immer auch ein Hörbuch auf dem iPod. Ich könnte zwar eine Woche, ohne zu lesen, aushalten, aber keine Woche, ohne etwas zu hören.

**Wie sind Sie auf Hörbücher gekommen?**

Die hatte ich als Kind schon gerne. So wuchs ich da rein. Ich höre sie meistens zum Einschlafen.

**Den Bezug zur Literatur gab es also schon in Ihrer Jugend, wenn Sie damals Hörbücher so sehr schätzten?**

Auf jeden Fall. Geschichten haben mich schon immer begleitet, und das Geschichtenerzählen auch. Dass es Erotik werden würde, mit der ich mir einen Namen mache, hat mich auch überrascht, aber so ist das im Leben. Dass ich Verbalerotikerin werden würde, wusste ich natürlich als Kind noch nicht. Das kriegte ich so mit 15, 16 raus.

**Mit der Pubertät?**

Ja. Weil ich gemerkt habe, dass mich Bilder nicht sooo interessieren, aber Texte auf jeden Fall. Das hat sich bis heute gehalten.

**Jetzt sind wir schon bei der Erotikliteratur, dabei wollte ich doch noch einen Bogen machen...**

Sie wollten mehr Vorspiel?

Genau.

«Was Männer gut finden: dass ich überhaupt über Sex rede.»

Das können wir gerne noch ein bisschen machen (lacht).

**Also gut, noch ein bisschen: Wenn Sie lesen, ist das dann Inspiration für das eigene Schreiben?**

Das ist schwer zu sagen. Es gibt natürlich Autoren, die ich bewundere und sehr schätze: Philip Roth schreibt zum Beispiel hervorragende Dialoge und hat tolle Sexszenen, er ist sehr literarisch, aber auch eine Sau in seinen Sexszenen, das gefällt mir gut. Ich mag bei Roald Dahl die Pointen und das skurrile Setting – das sind schon Dinge, die mich sehr begeistern, aber ich lese eigentlich nicht, um mich inspirieren zu lassen. Im Gegenteil. Wenn ich selber an einem Buch sitze, lese ich eher etwas, das mit meinem Schreiben nichts zu tun hat.

**In deutschsprachiger Literatur wird dem Sex oft aus dem Weg gegangen.**

Das stimmt. Es gibt eine grosse, fortschreitende Verklemmung, habe ich das Gefühl. Vor zehn Jahren war alles noch offener, freundlicher. Ich meine auch, dass das Frauenbild rückläufig ist. Es gibt wieder diesen Graben zwischen Heiliger und Hure. Das ist aber genau das, was ich nicht will. Ich begreife meine Arbeit als zutiefst feministisch. Ich glaube, dass Pornos zu schreiben absolut feministisch ist. Und das ist im Augenblick schwierig. Die Menschen haben zwar kein Problem mit absoluter Gewalt, aber wehe, sie sehen irgendwo einen Nippel, dann ist das Abendland in Gefahr.

**E. L. James hat mit «Shades of Grey» einen Weltbestseller gelandet...**



Aber dieses Buch hat ja nicht wirklich etwas mit Erotik zu tun. Im Grunde ist das doch ein Kitschroman: Mann erweckt die Frau und führt sie in ein anderes Leben. Ich persönlich ertrage dieses Frauenbild nicht.

**Werden Ihre Bücher vor allem von Frauen gelesen?**

Ich weiss es nicht. Der Verlag hat keine statistische Erhebung gemacht. Wenn ich aber Mails erhalte, kommen die meistens von Männern. Beim Schreiben denke ich aber schon eher an die Frauen. Ich habe eine sehr eindeutige weibliche Perspektive und Vorstellung und bemühe mich auch überhaupt nicht um Objektivität.

**Was schreiben Ihnen denn die Männer?**

Sie finden zwei Sachen an meinen Büchern gut: Dass ich sehr explizit schreibe, ich nenne die Körperteile, die Flüssigkeiten und die Vorgänge beim Namen. Das zweite, was sie gut finden: dass ich überhaupt über Sex rede. Und dass meine Heldinnen alle daran interessiert sind. Ich glaube, Männer leiden sehr unter einem Desinteresse am Sex.

**Wenn Sie sagen, Sie seien Verbalerotikerin: Dann schreiben Sie also immer in einer gewissen Erregung?**

Nicht bei allen Szenen. Ein gutes Erotikbuch hat alle fünf Seiten eine Sexszene, und die machen mich nicht alle gleich an, weil ich ja auch die Praktiken abwechselte, damit von allem so ein bisschen drin ist. Aber es gibt durchaus Szenen – ich verrate Ihnen jetzt nicht, welche! – die mich als erotische Fantasien begleitet haben. Oder, dass ich mich beim Schreiben von der eigenen Empfindung leiten lasse, um zu sehen, wie lange eine Szene sein muss. Ich schreibe schon auch mit dem eigenen Körper.

**Viele Schriftsteller sagen mir, sie schreiben die Bücher letztlich für sich selber.**

Auf jeden Fall. Da bin ich ganz sicher, dass es einen selber interessieren muss. Erstens ist das ja Lebenszeit: Ich schreibe an einem Buch drei bis vier Monate, da muss es mir schon Spass machen. Zweitens habe ich damit angefangen, weil ich die Erotik, die es gab, weder gut noch witzig fand. Mich ärgerten vor allem die Frauenfiguren. Die waren oft total dämlich. Ich verstehe das auch nicht: Weshalb müssen Frauen, die sexuell aktiv oder fordernd sind, dumm sein? Es war schon ein bisschen Notwehr, dass ich angefangen habe zu schreiben.

**Gab oder gibt es denn den Wunsch, als Autorin ausserhalb der Erotikliteratur zu reüssieren?**

Da bin ich noch zwiesgespalten. Das interessiert mich sicherlich auch. Aber im Augenblick kommt es mir darauf an, die Sachen, die ich mache, möglichst gut zu machen. Es reicht eben nicht, dreimal «ficken» in einem Satz zu schreiben. Aber allzu künstlerisch darf es auch nicht sein. Das lenkt ab. Ein Buch muss jedenfalls als Buch funktionieren und gut geschrieben sein. Diesen Ehrgeiz habe ich. Meine Lieblingsfantasie von einer Leserin ist eine glücklich masturbierende Frau in einer Badewanne.

Sophie Andresky (44) ist ein Pseudonym. Die Frau, die sich dahinter versteckt, lebt in Berlin, hat eine wohlklingende Stimme und zieht es vor, sich auch weiterhin hinter einer Maske zurückzuziehen.

**Das aktuelle Buch:** «Hotel d'Amour», Heyne Verlag 2017, 288 S., ca. Fr. 20.–.

## Nachrichten

### Chagall-Werk soll 18 Millionen einbringen

**New York.** Sotheby's will ein Gemälde von Marc Chagall (1887–1985) in New York für bis zu 18 Millionen Dollar versteigern. Das Werk «Les Amoureux», das Chagall und seine Muse Bella Rosenfeld als Liebespaar zeigt, kommt am 14. November unter den Hammer. Der Auktionsrekord für einen Chagall liegt bei 14,9 Millionen Dollar. SDA

### Zusatzvorstellung für das Basler «Nachtasyll»

**Basel.** Aufgrund des Besucheransturms setzt das Unitheater Basel für Gorkis «Nachtasyll» eine Zusatzvorstellung an. Termin hierfür ist am Mittwoch, 11. Oktober, 20 Uhr. Alle anderen Vorstellungen in der Central Station in Basel sind ausverkauft. sr